

**AFRIKA** Fünf Staaten haben sich im Süden des Kontinents zusammengeschlossen und um die Flusssysteme von Zambezi und Kavango eine Schutzzone von der Größe Spaniens geschaffen. Doch wo Menschen ihren Lebensraum mit Löwen oder Elefanten teilen, entstehen Konflikte, für die es pragmatische Lösungen braucht

# Keine Grenzen mehr für wilde Tiere

VON KAI PFUNDT (TEXT UND FOTOS)

Kilometer für Kilometer gleitet das kleine Motorboot über die spiegelglatte Wasseroberfläche des mächtigen Stroms. Regenfälle haben den Zambezi in den vergangenen Wochen anschwellen lassen. Durch die Wassermauern seiner vielen größeren und kleineren Nebenflüsse verwandelt Afrikas viertlängster Fluss die Schwemmelanden an seinen Ufern über Wochen und Monate in endlose Marschlandschaften. Ein Jahr für Jahr wiederkehrendes Ereignis, Hin und wieder zehrend halb überflutete Fischerhütten davon, das hier auch Menschen leben. Die Bewohner haben sich zurückgezogen auf trockenen Boden. Wenn das Wasser geht, kommen sie wieder. Größere Orte, Hafengebiete am Ufer? Fehlplanze.

Ganz selten drosselt Douglas Evans am Steuer das Tempo des Bootes. Zum Beispiel, wenn er einen schmalen Einbaum überholt, in dem eine Familie auf dem Fluss unterwegs ist. Die Bugwelle des Motorbootes

**„Seit der Zaun da ist, gibt es viel weniger Probleme“**

könnte das traditionelle Gefährt zum Kernen bringen. Evans betreibt eine Safari-Lodge nahe den Victoria-Fällen. In den trockenen Monaten organisiert er hier, in den ausgedehnten Ebenen des Simalaha-Schutzgebietes, Reit safaris. Anders als die für den Transport von Frachten und Menschen genutzten Nil oder Kongo ist der Zambezi als Wasserstraße unbedeutend. Zu viele Stromschnellen, zu viele Wasserfälle, die unkontrollierbaren Hochwasser. Vor allem im Oberlauf vor den spektakulären Victoria-Fällen ist der Zambezi ein unregulierter, wilder Fluss. Gerade das macht ihn und seine Nebenflüsse zu einem weltweit unvergleichlichen Naturraum mit einem kaum fassbaren Reichtum an wilden Tieren und Pflanzen. Elefanten und Zebras, Büffel und Antilopen, Löwen, Leoparden, Hyänen, Stachelschweine und viele mehr haben hier ihr Zuhause – eine Arche Noah für dreihundert Arten. Millionen von Vögeln nisten in den Feuchtgebieten. Ausgedehnte Trockenzone wie die Kalahari-Wüste gehen unvermittelt in Marsch- und Sumpfbereiche über, heiße trockene Sommer und warme Regenzeiten prägen das Klima und zwingen viele Tierarten zu langen, von der Suche nach Nahrung erzwungenen Wanderungen.



Löwen und Leoparden als Nachbarn: Landwirt Aokabwe Kelelelo in seinem Rindergehege



Safari auf dem Wasser: Touristen beobachten von einem Boot aus einen Elefanten, der auf einer Schwemmfäche weidet

Um dieses einzigartige Biotop langfristig zu bewahren, entschlossen sich fünf Staaten im südlichen Afrika zu einem ungewöhnlichen Schritt: Die Grenzen der Menschen sollen für die Tiere nicht gelten, Elefanten, Gnus, Gazellen oder Antilopen sollen auf ihren natürlichen Wanderungen möglichst ungehindert bleiben. 2011 gründeten Angola, Zambia, Simbabwe, Namibia und Botswana zu diesem Zweck die Kavango-Zambezi Transfrontier Conservation Area, kurz Kaza. Ein grenzübergreifendes Naturschutzgebiet, mit 520.000 Quadratkilometern größer als Spanien. Die Flusssysteme von Kavango und Zambezi sind die Lebensadern dieses zweitgrößten Schutzgebietes weltweit. 35 bereits bestehende Reservate und Nationalparks gehören dazu, etwa das 2014 zum Weltkulturerbe erklärte Okavango-Delta, die Nationalparks um die gleichfalls auf der Welterbestehenden Victoria-Fälle, der Chobe- oder der Hwange-Nationalpark. Ungestört und geschützt vor Wilderern sollen die Tiere auf

ihren natürlichen Migrationsrouten von Reservat zu Reservat wandern können, Nahrung finden, sich vermehren. Kaza, ein Schengen-Abkommen für Tiere. Aus Sicht von Naturschützern und Safari-Veranstaltern eine brillante Idee. Aber was ist mit den Menschen? Besuch in Botswana, auf dem Bauernhof von Aokabwe Kelelelo. 40 Rinder hält Kelelelo auf seinem Hof, dazu Ziegen, Hühner, Schweine. Er baut Mais an, Sorghum, Bohnen und Wassermelonen. Drei Generationen seiner Familie wohnen auf dem Hof in zwei kleinen Lehmhütten. „Noch in der vergangenen Woche habe ich eine Ziege verloren“, erzählt der Landwirt. Nahe der Karkasse hätten sich Leopardenpuren befunden.

Nur wenige Kilometer entfernt verläuft der Boteti. Aus dem Fluss holt Kelelelo in großen Plastikfässern Wasser für die Versorgung seiner Tiere. Auf dem gegenüberliegenden Ufer liegt der zum Kaza-Projekt gehörende Makgadikgadi-Nationalpark. Wilde Tiere sind für den Landwirt eine ständige Gefahr. Immer wieder überqueren Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale oder Elefanten aus dem Reservat den Fluss und bedrohen Vieh und Felder. Wenn er seine Herden zum Gras und Saufen an den Fluss treibt, muss er Acht geben, dass die Tiere nicht Krokodile oder Pythons zum Opfer fallen. Trotzdem betrachtet Kelelelo die wilden Tiere

nicht mehr als Feinde. Für ihn sind sie mittlerweile eine Einkommensquelle. Tourismus ist in der Region der zweitbedeutendste Wirtschaftszweig, die Safari-Lodges am Rand des Makgadikgadi-Parks verschaffen den Menschen Jobs und Einkommen und nehmen Landwirten wie Kelelelo ihre Erzeugnisse ab. Und nicht zuletzt zog eine benachbarte Lodge einen Elektrozaun hoch, der das Reservat von den landwirtschaftlich genutzten und bewohnten Gebieten trennt. „Seit der Zaun da ist gibt es viel weniger Probleme“, sagt Kelelelo. Es ist ein Thema, um das in der Kaza-Region viele Gedanken kreisen: der Konflikt zwischen wilden Tieren und Menschen. Wie kann eine möglichst reibungslose Zusammenleben ermöglicht werden, das die Interessen beider Seiten berücksichtigt?

Ein Rezept für eine möglichst gute Nachbarschaft: stabile Zäune. Wildnis auf der einen, Zivilisation auf der anderen Seite. Allerdings wäre eine konsequente Umzäunung der Nationalparks genau das Gegenteil des Grundgedankens von Kaza: grenzenlose Tierwanderungen zu ermöglichen. Also müssen andere Lösungen her. Einfache Lösungen, die nicht viel Geld kosten dürfen, aber trotzdem wirksamen Schutz bieten.

Das Kwando Carnivore Project, zu Deutsch: Kwando-Fleischfresser-Projekt, arbeitet an genau diesen Lösungen. Hier, in unmittelbarer Nachbarschaft des Nkaza-Lupala-Nationalparks in der früher Caprivistreifen genannten Region Namibias, geht es um die Frage, wie Menschen mit großen und gefährlichen Raubtieren wie Löwen, Hyänen oder Leoparden zusammenleben können. „Bevor wir das Projekt starteten, haben hier in der Gegend jedes Jahr Löwen viele Kühe getötet“, berichtet Projektmitarbeiter Lucius Tuyupe. „Im Gegensatz haben die Bauern die Löwen gejagt“, ein blutiger Kreislauf.

Aber wie die Rinder, die sich frei in der Landschaft bewegen und ihr Futter suchen, vor den Jägern schützen? Eine Lösung, die das Projekt entwickelte: Sichtblenden für Rinderherden. Statt wie traditionell ihr Vieh nachts in einen aus dornigen Buschweigen bestehenden Kraal zu treiben, der nur unzureichend Schutz bot, versammeln die Hirten der Gegend ihre Tiere für die Nacht heute hinter transportablen, blickdichten Zäunen. Damit können hungrige Löwen die Kühe zwar hören, aber nicht sehen. „Nach einiger Zeit verlieren die Löwen dann das Interesse und ziehen ab“, berichtet Tuyupe. Zweitnutzen der Gatter: Wo die Rinder über

Nacht standen, sorgen sie mit ihrem Mist für natürliche Düngung. Wenn die transportablen Zäune dann wieder aufgestellt werden, wachsen anders aufgestellt werden, wachsen hier Bohnen oder Mais.

Für trotz aller Vorsichtsmaßnahmen geringere Tiere können die Bauern außerdem staatliche Entscheidung beantragen. Prämien gibt es auch für Löwenwischungen außerhalb des Reservats. „Seitdem wir diese Maßnahmen ergreifen, geht die Löwenpopulation durch die Decke“, sagt Lodge-Betreiber Michele Simonetti, der das Projekt unterstützt.

Woanders sind nicht hungrige Großkatzen das Problem, sondern große Dickhäuter. In unmittelbarer

erzählt Projektmitarbeiter Alan. „Die Insekten können in ihre Ohren und Rüssel fliegen. Daran können Elefanten sogar sterben.“ Die Tiere müssten lernen, in ihrem Schutzgebiet zu bleiben, meint Alan. Und auch hier lockt ein Zusatznutzen: Der Honig kann an die Touristen verkauft werden, für zusätzliche Einnahmen.

„Das Kaza-Projekt nur Erfolg haben kann, wenn es auch den im Gebiet lebenden Menschen einen Nutzen bringt, ist allen Beteiligten klar. „Menschenschutz ist Artenschutz“, stellt zum Beispiel Brit Reichelt-Zollo fest. Die Biologin ist beim World Wildlife Fund (WWF) in Deutschland für das grenzübergreifende Artenschutzabkommen zuständig, das die Organisation von Beginn an unterstützte. „Ich kann den Zorn einer Gemeinde verstehen, wenn wilde Tiere die Ernte für ein halbes Jahr vernichten“, erklärt Reichelt-Zollo. Deshalb unterstützt der WWF landwirtschaftliche Projekte, in denen Kleinbauern effektivere Methoden der Landwirtschaft lernen und wie sie ihre Tiere und Ernten schützen können. „Wir müssen den Menschen etwas bieten, was ihre Situation verbessert. Dann sind sie auch bereit, sich für den Tierschutz einzusetzen“, meint die WWF-Frau.

Ein entscheidender Faktor dabei sind die Menschen, die nur zu Besuch kommen, die Touristen. „Ganz eindeutig: Man muss die Gemeinschaft

## „Früher haben hier in der Gegend jedes Jahr Löwen viele Kühe getötet“

„Kaza ist ein Juwel auf dem Kontinent, wenn es um Tierschutz geht“

Geber Aufbau und Organisation der grenzüberschreitenden Schutzzone. Bislang sind mehr als 23 Millionen Euro geflossen, von 40 Millionen, die in einem Zeitraum von 15 Jahren eingeplant sind. „Natürlich kann und muss die Zusammenarbeit besser werden, aber im Großen und Ganzen ist das Klima zwischen den beteiligten Ländern in Ordnung“, sagt Meyer. Deutschland verbindet mit Kaza noch andere Ziele als den Tierschutz: Durch den Ausbau des Tourismus soll die Wirtschaft in den Ländern entwickelt und die Armut gemildert werden – eine der Hauptfluchtursachen aus Afrika nach Europa. Die



Eine moderne Arche Noah: Das Kaza-Projekt soll Tierarten wie Zebras und Elefanten grenzenlose Wanderungen auf ihren gewohnten Migrationsrouten ermöglichen



Kaza-Schutzgebiet

erzählt Projektmitarbeiter Alan. „Die Insekten können in ihre Ohren und Rüssel fliegen. Daran können Elefanten sogar sterben.“ Die Tiere müssten lernen, in ihrem Schutzgebiet zu bleiben, meint Alan. Und auch hier lockt ein Zusatznutzen: Der Honig kann an die Touristen verkauft werden, für zusätzliche Einnahmen.

„Das Kaza-Projekt nur Erfolg haben kann, wenn es auch den im Gebiet lebenden Menschen einen Nutzen bringt, ist allen Beteiligten klar. „Menschenschutz ist Artenschutz“, stellt zum Beispiel Brit Reichelt-Zollo fest. Die Biologin ist beim World Wildlife Fund (WWF) in Deutschland für das grenzübergreifende Artenschutzabkommen zuständig, das die Organisation von Beginn an unterstützte. „Ich kann den Zorn einer Gemeinde verstehen, wenn wilde Tiere die Ernte für ein halbes Jahr vernichten“, erklärt Reichelt-Zollo. Deshalb unterstützt der WWF landwirtschaftliche Projekte, in denen Kleinbauern effektivere Methoden der Landwirtschaft lernen und wie sie ihre Tiere und Ernten schützen können. „Wir müssen den Menschen etwas bieten, was ihre Situation verbessert. Dann sind sie auch bereit, sich für den Tierschutz einzusetzen“, meint die WWF-Frau.

Ein entscheidender Faktor dabei sind die Menschen, die nur zu Besuch kommen, die Touristen. „Ganz eindeutig: Man muss die Gemeinschaft

Menschen sollen eine Perspektive in ihrer Heimat bekommen. Für die Zukunft wünscht sich KW-Mann Meyer, dass sich die beteiligten Staaten finanziell stärker an den Investitionen für die Schutzzone beteiligen – und dass die Bevölkerung vor Ort mehr über Sinn und Zweck der Schutzzone erfährt. „Wir sind mit Kaza schon sehr weit, wenn man die Verhältnisse in diesem Teil der Welt berücksichtigt“, betont Meyer. Und auch das gemeinsame Visum wird kommen, ist er überzeugt – für Namibia sind wir kurz vor dem Abschluss, und auch Botswana ist bald dabei.“

Menschen sollen eine Perspektive in ihrer Heimat bekommen. Für die Zukunft wünscht sich KW-Mann Meyer, dass sich die beteiligten Staaten finanziell stärker an den Investitionen für die Schutzzone beteiligen – und dass die Bevölkerung vor Ort mehr über Sinn und Zweck der Schutzzone erfährt. „Wir sind mit Kaza schon sehr weit, wenn man die Verhältnisse in diesem Teil der Welt berücksichtigt“, betont Meyer. Und auch das gemeinsame Visum wird kommen, ist er überzeugt – für Namibia sind wir kurz vor dem Abschluss, und auch Botswana ist bald dabei.“

# „Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen“

**GA-INTERVIEW** Wenn Menschen und wilde Tiere nahe beisammen leben, enden Begegnungen im schlimmsten Fall tödlich. In der zambischen Stadt Livingstone bemüht sich die Organisation Cats, beiden Seiten gerecht zu werden

Die nach dem europäischen Afrika-Entdecker benannte Stadt Livingstone liegt nur wenige Kilometer entfernt von den weltberühmten Victoria-Fällen. In den vergangenen Jahren ist die Stadt stark gewachsen, bis direkt an den Nationalpark Mosi-oa-Tunya (Donnernder Rauch). Die unmittelbare Nähe von menschlichen Siedlungen und dem Tierreservat führt hier regelmäßig zu Problemen. Mit seiner Hilfsorganisation Cats bemüht sich der Safari-Organisator Alec Cole, Konflikte zwischen Mensch und Tier zu entschärfen. Mit Cole sprach Kai Pfundt.

Wir sind hier an einem Ort, wo wilde Tiere und Menschen Seite an Seite leben.

## „Nilpferde, Büffel, Krokodile und Paviane können hier jederzeit Probleme bereiten“

Alec Cole: Richtig. Hier an der Dambo-Lagune grenzt der Mosi-oa-Tunya-Nationalpark direkt an einen Ortsteil der Stadt Livingstone. Das erste Haus des Viertels ist nicht weiter als 20 Meter vom Nationalpark entfernt. Und das einzige, was die wilden Tiere von den Bewohnern trennt, ist ein nicht besonders stabiler elektrischer geladener Zaun. Der Zaun sollte eigentlich den ganzen Park umschließen. Aber er ist an vielen Stellen durchbrochen, Teile sind gestohlen worden. Elefanten trampeln den Zaun nieder. Kurz und gut: Als Schutz für die Menschen taugt er nicht.

Welche Probleme gibt es, wenn Menschen und wilde Tiere so eng beisammen leben?

Cole: Die hier durchziehenden Elefanten beleben diesen Raum schon viel länger als die Menschen. Und die Elefanten haben ein sehr gutes Gedächtnis, was ihre Wanderungen angeht und wo es gute Nahrungsquellen gibt. Sie kehren jedes Jahr zurück. Und jedes Jahr, wenn sie vorbeikommen, gibt es neue Häuser und das Viertel hat sich weiter ausgedehnt.

Wie reagieren die Tiere darauf, dass ihre Lebensräume eingeschränkt werden?

Cole: Für die Elefanten ist das Viertel eine interessante Futterquelle. Es gibt praktisch keine Müllabfuhr, dadurch entstehen immer wieder Abfallhaufen, die die Elefanten durchwühlen. Die Tiere werden so in die Gassen gezogen. Hier entdecken sie noch andere Nahrung: Die Mangos, die hier im Oktober reif sind, oder das Obst und Gemüse, die in den Gärten der Bewohner wachsen. Da kann ein Elefant einfach nicht widerstehen.

Wie reagieren die Menschen auf die Anwesenheit der Tiere?

Cole: Niemand hat den Leuten hier beigebracht, wie sie mit wilden Tieren umgehen sollen. Das ist der Punkt, an dem wir ins Spiel kommen. Wir versuchen den Menschen beizubringen, dass der Elefant nicht gefährlich ist, wenn er richtig behandelt wird, und wie sich verhalten müssen, wenn sie sich begegnen. Außerdem bemühen wir uns um eine Verbesserung bei der Müllbeseitigung, um den Tieren Anreize zu nehmen, die Grenzen des Schutzgebietes zu überschreiten.

Was unternehmen Sie, damit Tiere und Menschen besser miteinander auskommen?

Cole: Zuerst bringen wir den Leuten bei, wie sich wilde Tiere verhalten. An der Körpersprache eines Elefanten zum Beispiel können sie ablesen, in welcher Stimmung er ist und was er vorhat. Und dann zeigen wir natürlich, wie man mit den Tieren umgeht. Um einen Elefanten zu vertreiben

muss man nicht viel Lärm machen oder ihn mit Steinen bewerfen. Man bleibt einfach im Haus in Sicherheit und redet auf ihn ein. Das nervt den Elefanten, ohne ihn wütend zu machen. Am Ende wird er abziehen, weil er unter diesen Umständen nicht entspannt futtern kann.

Und das hilft immer?

Cole: Leider nein. Manche Elefanten sind so an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt, dass nicht einmal eine Autohupe oder Schüsse sie vertreiben können. Nicht einmal Elektrozaune oder andere Barrieren halten diese Tiere auf, weil sie clever sind und immer Wege finden, sie zu umgehen. Aber wir müssen verstehen, dass die Tiere eigentlich keinen Ärger machen wollen.

Städte wie Livingstone wachsen, Menschen und Tiere kommen sich dadurch häufiger in die Quere. Ist das ein größer werdendes Problem?

Cole: Ja, damit werden wir in Zukunft verstärkt zu tun haben. In ländlichen Gegenden sind die Bewohner an das Zusammenleben mit wilden Tieren gewöhnt. Sie treffen bestimmte Vorsichtsmaßnahmen, bleiben zum Beispiel daheim, wenn es dunkel ist. Das ist hier in einer städtischen Umgebung anders. Die Leute, die hier herziehen, kennen sich mit wilden Tieren nicht aus. Dazu kommen Interessenkonflikte und mangelnde Kommunikation der Behörden. Die Stadt, die neue Wohnviertel schaffen will, spricht nicht mit der Behörde für Wildtiere, die weiß, dass wir uns hier zum Beispiel auf einer Migrationsroute der Elefanten befinden.

Gibt es andere wilde Tiere, die für die Menschen hier gefährlich werden können?

Cole: Auf jeden Fall! Nilpferde, Büffel, Krokodile und Paviane können hier jederzeit Probleme bereiten. In der Regenzeit, wenn die Abwasserkanäle verstopfen, wandern Krokodile hier durch die Gassen auf der Suche nach Futter. Vor allem auf den unbebauten Flächen sollte man hier nachts nicht unterwegs sein, weil zum Beispiel Nilpferde nachtaktiv sind.

Wie stehen die Bewohner des Viertels zu den wilden Tieren? Sehen die Menschen sie ausschließlich als Bedrohung, als Ärgernis und Störfaktor?

Cole: Es ist leider so, dass die hier lebenden wilden Tiere für den Tourismus in diesem Gebiet keine Rolle spielen. Deshalb haben die Tiere für die Einheimischen keinen Wert. Sobald aber Touristen wegen der Tiere kommen und hier Geld ausgeben und Jobs für die Menschen in Hotels entstehen, bekommen sie einen Wert. Sie werden dann von der Bedrohung zur Einkommensquelle. Deshalb versuchen wir, den Safari-Tourismus hier zu fördern. Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen.

## ZUR PERSON

Der gebürtige Engländer Alec Cole lebt seit 1991 in Zambia. Als er sechs Jahre alt war, wanderte seine Familie aus, Cole lebte in verschiedenen afrikanischen Staaten. Cole ist Safari-Veranstalter im zambischen Livingstone und Gründer der Organisation Conservation and Tourism Society (Cats), die Konflikte zwischen Menschen und wild lebenden Tieren entschärfen möchte. pfu



Vermittler zwischen Mensch und Tier: Alec Cole, Gründer der Hilfsorganisation Cats

le Missverständnisse im Umgang mit wilden Tieren.

Und diesen Teufelskreis wollen Sie durchbrechen?

Cole: Ja, und wir werten es als Erfolg, dass wir hier im Viertel seit vier Jahren keinen Toten wegen eines Elefantenzwischenfalls hatten. Wir haben die Menschen für den Umgang mit den Tieren sensibilisiert, wir haben ihnen klargemacht: Der Elefant, der um drei Uhr morgens vor ihrem Haus einen Ast vom Baum bricht, der will nicht das Haus niedertrampeln und alle Bewohner töten.

Und was tut Ihre Organisation, wenn Elefanten hier im Viertel gesichtet werden?

Cole: Als wir hier angefangen haben, hat unser Notfalltelefon jede Nacht zwanzig bis dreißig Anrufe von Leuten bekommen, die einen Elefanten gesehen haben. Wir sind dann zu den Anrufern gefahren und haben erklärt, wie sie sich verhalten müssen. Jetzt sind es nur noch fünf oder sechs Anrufe, weil die Bewohner des Viertels gelernt haben, dass sie sich keine Sorgen machen müssen, wenn sich ein Elefant in hundert Metern Entfernung herumtreibt.

Wie stehen die Bewohner des Viertels zu den wilden Tieren? Sehen die Menschen sie ausschließlich als Bedrohung, als Ärgernis und Störfaktor?

Cole: Es ist leider so, dass die hier lebenden wilden Tiere für den Tourismus in diesem Gebiet keine Rolle spielen. Deshalb haben die Tiere für die Einheimischen keinen Wert. Sobald aber Touristen wegen der Tiere kommen und hier Geld ausgeben und Jobs für die Menschen in Hotels entstehen, bekommen sie einen Wert. Sie werden dann von der Bedrohung zur Einkommensquelle. Deshalb versuchen wir, den Safari-Tourismus hier zu fördern. Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen.

Wie stehen die Bewohner des Viertels zu den wilden Tieren? Sehen die Menschen sie ausschließlich als Bedrohung, als Ärgernis und Störfaktor?

Cole: Es ist leider so, dass die hier lebenden wilden Tiere für den Tourismus in diesem Gebiet keine Rolle spielen. Deshalb haben die Tiere für die Einheimischen keinen Wert. Sobald aber Touristen wegen der Tiere kommen und hier Geld ausgeben und Jobs für die Menschen in Hotels entstehen, bekommen sie einen Wert. Sie werden dann von der Bedrohung zur Einkommensquelle. Deshalb versuchen wir, den Safari-Tourismus hier zu fördern. Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen.

Wie stehen die Bewohner des Viertels zu den wilden Tieren? Sehen die Menschen sie ausschließlich als Bedrohung, als Ärgernis und Störfaktor?

Cole: Es ist leider so, dass die hier lebenden wilden Tiere für den Tourismus in diesem Gebiet keine Rolle spielen. Deshalb haben die Tiere für die Einheimischen keinen Wert. Sobald aber Touristen wegen der Tiere kommen und hier Geld ausgeben und Jobs für die Menschen in Hotels entstehen, bekommen sie einen Wert. Sie werden dann von der Bedrohung zur Einkommensquelle. Deshalb versuchen wir, den Safari-Tourismus hier zu fördern. Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen.

Wie stehen die Bewohner des Viertels zu den wilden Tieren? Sehen die Menschen sie ausschließlich als Bedrohung, als Ärgernis und Störfaktor?

Cole: Es ist leider so, dass die hier lebenden wilden Tiere für den Tourismus in diesem Gebiet keine Rolle spielen. Deshalb haben die Tiere für die Einheimischen keinen Wert. Sobald aber Touristen wegen der Tiere kommen und hier Geld ausgeben und Jobs für die Menschen in Hotels entstehen, bekommen sie einen Wert. Sie werden dann von der Bedrohung zur Einkommensquelle. Deshalb versuchen wir, den Safari-Tourismus hier zu fördern. Die Leute sollen verstehen, dass die Tiere ihnen nützen.

Was bedeutet das praktisch?

Cole: Zum Beispiel, dass wir Gratisfahrten durch den Nationalpark veranstalten. Denn ob Sie es glauben oder nicht: Obwohl nur ein Zaun die Leute hier vom Reservat trennt, haben viele es noch nie besucht – weil sie weder Zeit noch Geld dafür haben.